

Ein Schatz aus Prag !

Liebe Freunde und Wohltäter des Institutes für Kirchengeschichte, liebe Freunde und Förderer des Hauses Königstein in Geiß-Nidda!

Heute kann ich Ihnen von einem Neuzugang für unsere Bibliothek, ja von einem Schatz aus Prag berichten.

Viele von Ihnen kennen Prof. Dr. Adolf Hampel, den 2. Vorsitzenden unseres Institutes. Er ist der letzte Professor der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Königstein und war in seiner Königsteiner Zeit Lehrer von Professor Grulich, mit dem er beeindruckende Kontakte zu Personen der Zeitgeschichte und zum Geschehen in den Ländern des Ostens aufbaute. Wie fest diese Verbindungen waren, zeigte sich, als der ehemalige tschechische Staatspräsident Vaclav Havel verstorben war. Damals erhielt Prof. Hampel eine für ihn überraschende Einladung zur Einäscherung Vaclav Havels, die nach dem offiziellen Staatsakt und dem Requiem im Veitsdom im kleinen Kreis im Prager Krematorium stattfand.

Die Einladung kam von Daniel Bergmann, dem Sohn von Dr. Pavel Bergmann, der Prager Jude und Häftling in Auschwitz war sowie einer der Zeugen beim Frankfurter Auschwitz-Prozess. Damals kam er von Frankfurt nach Königstein zu Prälat Kindermann, dem späteren Weihbischof, und schlug in einem vertraulichen Gespräch geheime Kontakte zwischen Königstein und Prag vor. Adolf Hampel war damals Assistent Kindermanns und übernahm auf Wunsch Kindermanns diese Aufgabe. Sie bewährte sich zum ersten Male im Prager Frühling und auch später nach dem Tode des Weihbischofs. Die Kontakte wurden mit der Charta 77 weitergeführt, deren Sprecher Bergmann war. Nun wird unser Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien ein Kleinod der Geschichte erhalten: die Bibliothek und das Archiv von Dr. Pavel Bergmann.

Dafür brauchen wir aber Platz und Geld, um den Dachboden im Haus Königstein ausbauen und dort einen Raum einzurichten, in dem Bergmanns Nachlass der wissenschaftlichen Bearbeitung zur Verfügung steht. Deshalb möchte ich Sie heute ganz herzlich um eine Spende bitten, damit wir im Geiste von Dr. Bergmann sein Erbe weiterführen. Er gehört zu den Menschen in Böhmen, die schon in den 50er Jahren den Mut hatten, die Vertreibung zu verurteilen und zu sagen, dass auch wir Sudetendeutsche Opfer Hitlers waren. In einem feierlichen Festakt werden wir die Bibliothek einweihen, als Gedenkstätte für Pavel Bergmann und als Ort der Versöhnung von Sudetendeutschen und Tschechen, von Juden und Christen.

Ist das für uns alle nicht eine schöne Nachricht? Wir hoffen, Ihnen bereits im nächsten Heft unserer Mitteilungen den Termin der Eröffnung mitteilen zu können. Hiermit lade ich Sie auch herzlich zum Tag der offenen Tür am 13. Oktober ein, bei dem Professor Hampel im Rahmen seiner Memoiren mehr über seine Freundschaft mit Dr. Bergmann berichten wird.

Ich grüße Sie alle auch im Namen der Mitarbeiter

Ihr



Geistl. Rat Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl,
1. Vorsitzender des Institutes und
Diözesanvertriebenenseelsorger der Diözese Mainz

Ida Friederike Görres-Coudenhove **Ihre Herkunft und Stationen ihres Lebens**

Im vergangenen Jahr jährte sich zum 110. Mal der Geburtstag und zum 40. Mal der Sterbetag der zeitweise sehr bekannten katholischen Schriftstellerin Ida Friederike Görres-Coudenhove. Als ich unser Heimatbuch „Ronsperg. Ein Buch der Erinnerung“ schrieb, bat ich auch sie um einen Beitrag, denn Ronsperg ist ihr Geburtsort. Von da ab stand ich mit ihr in einem interessanten Briefwechsel, in dem ich manches über ihre Familie erfuhr. Leider habe ich sie persönlich nicht mehr kennenlernen können, da sie wenige Jahre später verstarb.

Prägende Jahre der Kindheit im Böhmerwald

Elisabeth Friederike, die sich selbst später Ida Friederike nannte, erblickte am 2. Dezember 1901 als sechstes Kind des Grafen Heinrich Coudenhove-Kalergi und seiner japanischen Frau Mitsuko auf Schloß Ronsperg, im *deutschen* Böhmerwald, wie sie selbst betonte, das Licht der Welt. Wie für ihren Bruder Richard Graf Coudenhove-Kalergi, den Begründer der Paneuropa-Bewegung, waren das heimatische Ronsperg und der Böhmerwald prägend für ihr Leben und ihr literarisches Schaffen.

Da die Familie nach dem plötzlichen Tod des Vaters 1906 nach Stockau, einem ehemaligen Augustinereremiten Kloster, zog, etwa vier Kilometer westlich von Ronsperg, verbrachte Ida Friederike dort bis 1922 ihre Kinder- und Jugendzeit. Hier erlebte sie den Wald als „Erzieher“ und „Heiler“, der „schlummernde Kräfte in uns weckt“. Bereits das erste Gedicht der Neunjährigen trug die Überschrift „An den Wald“. Und später schreibt sie: „Unser wilder, dunkelblauer, unabsehbarer Böhmerwald war doch das Schönste auf der Welt.“ In ihrem Beitrag zum Heimatbuch Ronsperg mit der Überschrift „Unser liebes Stockau“ hat sie diese Zeit in Ronsperg und Stockau geschildert. In diesem Artikel bekennt sie auch, dass ihr dort im Umfeld des ehemaligen Augustinerklosters die „Leidenschaft für Geschichte, Kirchengeschichte, Ordensgeschichte, Volkskunde“ geschenkt wurde.

Der Vater Heinrich Graf Coudenhove-Kalergi (1856 – 1906) war als österreichischer Diplomat zeitweise in Athen, Rio de Janeiro, Konstantinopel und Buenos Aires. In den drei Jahren in Konstantinopel beschäftigte er sich mit dem Islam und lernte Türkisch, Arabisch und Hebräisch. Er war ungewöhnlich sprachbegabt und beherrschte schließlich achtzehn Sprachen.

Von Buenos Aires wurde er nach Tokio versetzt. Dort verliebte er sich als 33jähriger in die 18jährige Mitsuko Aoyama und heiratete sie trotz mancher Schwierigkeiten.

Nach dem Tode seines Vaters kehrte er 1896 mit seiner Frau und den beiden mittlerweile in Tokio geborenen Söhnen Johannes und Richard nach Europa zurück und verwaltete seine Güter in Böhmen und Ungarn. Wohnung nahm er auf Schloss Ronsperg. Er verstand sich nicht nur als Gutsherr, sondern auch als Studierender und Lernender. Er immatrikulierte sich an der Prager Universität für Philosophie und semitische Philologie. Mit dem Buch „Das Wesen des Antisemitismus“, das zu einem Standardwerk über die Judenfrage werden sollte, wurde er promoviert.

Auf Schloß Ronsperg pflegte er Geselligkeit. Menschen aus Nah und Fern, Politiker, Philosophen, Adelige und Priester, waren hier Gäste, ebenso Vertreter verschiedener Nationalitäten und Religionen. Der Graf war gläubiger Katholik, aber aufgeschlossen gegenüber anderen Religionen, vor allem war er fasziniert vom Buddhismus, den er in Japan kennengelernt hatte.

Knapp fünfzigjährig starb er unerwartet, wahrscheinlich an einem Herzinfarkt.

Die Mutter Mitsuko Aoyama war 18 Jahre alt, als sie mit Graf Heinrich verheiratet wurde. Für sie war die Einwilligung in die Ehe ein Akt des Gehorsams, den man dem Vater schuldete.

Ihr Sohn Richard meinte, dass nicht nur der Vater das anmutige Wesen mit der ganzen Leidenschaft seiner suchenden Seele geliebt

hat, auch die Mutter habe ihn geliebt, wie ein Held sein Abenteuer liebt. Für sie war er der Vertreter des großen Kaisers im Westen.

Ida Friederike berichtet darüber anders. Ihre Mutter sei nicht gefragt worden, ob sie einen Europäer heiraten wolle, einen der weißen Teufel mit roten Haaren und Fischaugen. Später sagt Mitsuko: „Es war ärger als der Tod. Aber japanische Mädchen konnten gehorchen.“ Und Ida Friederike lehnt auch die oftmals geäußerte Meinung ab, ihre Mutter sei eine japanische Prinzessin gewesen, sie meint vielmehr: „Sie war eher eine Geisha als eine Prinzessin.“

Von einer japanischen Journalistin, die sich mit Mitsuko beschäftigt und auch deren Tagebücher in Japanisch herausgegeben hat, weiß ich, dass ihr Vater ein Antiquitätenhändler war.

Mitsuko war in Europa nie glücklich. Sie ist aber nie mehr nach Japan gereist, obwohl sie es sich hätte sicher leisten können.

Sie lebte auf Schloss Ronsperg – verehrt und geliebt von ihrem Mann – nicht als Schlossherrin, sondern eher als Schulmädchen, lernte Sprachen und europäische Umgangsformen. Nach den beiden Söhnen, die sie aus Japan mitgebracht hatte, gebar sie schnell hintereinander noch fünf Kinder, zwei Buben und drei Mädchen. Als ihr Mann starb, war sie erst 32 Jahre alt.

Nun veränderte sich ihr Wesen: Bisher sanftmütig und geduldig, wurde sie hart und despotisch. Am meisten hatten unter ihrem Despotismus ihre Töchter zu leiden, denn sie versuchte diese „zu asiatischer Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung zu erziehen und zu blindem Gehorsam“.

Auch die Söhne hatten ihre Probleme mit ihrer Mutter, wie ich einem Brief des ältesten Sohnes Hans vom 25.1.1919 an seine Mutter entnehme. So erlitt sie immer häufiger Wutanfälle, unter denen ihre Umgebung und ihre Kinder viel leiden mussten.

Unklar bleibt auch, warum die Familie in das nahe gelegene ehemalige Augustinerkloster Stockau umsiedelte. Waren dort die Räumlichkeiten kleiner und bequemer? Was war der Grund, dass Ida Friederike mir in einem Brief schrieb, dass man in der Familie das Wort Ronsperg nicht erwähnen durfte, dass gleichsam die Erinnerung an Ronsperg ausgelöscht werden sollte?

Das Verhältnis zu den Geschwistern

Ida Friederike hatte drei ältere Brüder, Hans, Richard und Gerolf, und einen, der jünger war als sie, Karl Heinrich. Zu ihnen hatte Ida Friederike wenig Kontakt, da die älteren bald nach dem Tode des Vaters zunächst an das Gymnasium nach Brixen und dann an das Theresianum nach Wien kamen. Im Schloss Ronsperg war es für die Brüder noch eine Freude, wie Graf Richard einmal berichtet, bei der wöchentlichen Messe in der Schlosskapelle zu ministrieren, doch später entwickelten sie sich zu Freidenkern und spotteten oft über ihre bra-

ven und frommen Schwestern. Und wenn sie in den Ferien daheim waren, lebten Brüder und Schwestern in zwei abgekapselten Welten. „Man aß am gleichen Tisch und es gab weniger Kommunikation als zu den Toten.“

Die beiden Schwestern waren älter als Ida, Elisabeth, genannt Elsa, drei, Olga eineinhalb Jahre. Elsa und Ida verband eine Art Seelenverwandtschaft, Olga war davon ausgeschlossen. Mit Olga hat sie sich nie verstanden. Sie mochten sich nicht, und Ida schreibt später (1965) noch: „Es gibt niemand, dem gegenüber ich mich so chronisch schuldig fühle wie ihr.“- Andere, etwa ihre Schwägerin Silvia Görres, fanden Olga „sehr nett, etwas schrullig zwar, aber liebenswert“. Olga blieb bei ihrer Mutter bis zu deren Tod am 27. August 1941. Anschließend kam sie nach Ronsperg, wo ich sie noch kennengelernt habe. Nach dem Kriege hat sie einiges durch die Tschechen erliden müssen: Gefängnis und Zwangsarbeit. Durch eine Intervention von Außenminister Jan Masaryk auf Bitten ihres Bruders Richard wurde sie nach einigen Monaten wieder freigelassen. Nach der Vertreibung starb sie im Allgäu.

Erfreulicher war das Verhältnis zu Elsa. Sie war der „ergänzende Gegensatz“ zu Ida – immer adelig und vornehm gekleidet, während Ida in jugendbewegten Zeiten verhatschte Schuhe und verzipfelte Röcke trug. Elsa war, wie Ida sie schilderte, „ein Mensch von ganz unbändigem Lebenshunger“, sie wollte siebenmal zur Welt kommen und neunzig Jahre alt werden. Einsam und allein starb sie mit 38 Jahren in einer Kleinstwohnung in Paris an einem Gehirnschlag.

Das Bändchen „Des Anderen Last – Ein Gespräch über die Barmherzigkeit“, 1939 erschienen, hat Ida dem Andenken ihrer verstorbenen Schwester Elsa gewidmet.

Religiöses Erwachen

Bis zu ihrem elften Lebensjahr genoss Ida Hausunterricht, dann kam sie in das Internat der Sacre-Coeur-Schule nach Preßbaum bei Wien, wo schon ihre beiden Schwestern Elisabeth und Olga waren. 1916 wurden alle drei Comtessen in die Mary-Ward-Schule in St. Pölten aufgenommen. Dort hat sich Ida Friederike sehr wohl gefühlt und im Pensionat der Englischen Fräulein ein religiöses Erwachen erlebt. Sie trat sogar ins Noviziat ein, allerdings verließ sie nach 18 Monaten den Orden wieder und studierte in Wien Staatswissenschaften. Hier fand sie auch Zugang zur religiösen Jugendbewegung des „Bundes Neuland“, des österreichischen Pendant zum „Quickborn“. Dann besuchte sie die Soziale Frauenschule und die Universität in Freiburg. Ihr Engagement beim „Quickborn“ führte sie zur Begegnung mit Romano Guardini. Sie wurde Mitarbeiterin der Rothenfelser Zeitschrift „Die Schildgenossen“, und aus ihrem Artikel über die heilige Elisabeth

erwuchs 1931 zum Elisabeth-Jubiläum ihr erstes Buch „Gespräch über die Heiligkeit“.

Die Heiligen, das Phänomen der Heiligkeit, wurden das eigentliche Lebensthema der Ida Friederike Görres. Was macht Heiligkeit aus? Wie wird aus einem Jedermann ein Heiliger, aus einer Jederfrau eine Heilige? (Lebendige Seelsorge 4/5, 1999). Mit ihren Heiligenbiographien hat sie der Hagiographie neue Impulse verliehen.

In den dreißiger Jahren waren es „Bücher für Mädchen“, Sammlungen von Geschichten, Erzählungen und Gedichten, wie „Der Kristall“, „Der Regenbogen“ und „Die Quelle“, die einen großen Leserkreis erreichten und auf die Jugend damals prägend wirkten. Mit ihren Mädchenbüchern hat sie in der Zeit des Nationalsozialismus zum Mädchenbild des BDM eine deutliche Gegenposition bezogen.

Im Bistum Meißen arbeitete sie als Seelsorgshelferin und war in dieser Zeit als Schriftstellerin sehr produktiv. An Ostern 1935 heiratete sie, nachdem sie vom Bischof die Dispens von ihrem Privatgelübde der Ehelosigkeit erbeten hatte, den Diplomingenieur Carl-Josef Görres. Während des Krieges und in der Nachkriegszeit lebte das Ehepaar in Stuttgart. Von 1950 bis 1959 litt sie an einer schweren Krankheit, die sie weitgehend ans Bett fesselte, auch später blieb sie gehbehindert, weshalb das Ehepaar Görres seit 1959 in einem Altenheim in Freiburg wohnte.

Ida Friederike Görres-Coudenhove nahm an der Würzburger Synode teil und wurde in eine der Sachkommissionen berufen. Bei einer Sitzung dieser Kommission am Vormittag des 14. Mai 1971 brach sie zusammen, am folgenden Tag starb sie im Marienkrankenhaus in Frankfurt im Alter von 69 Jahren.

Es war ihr Wunsch, dass man sie in einem weißen Kimono – Weiß ist in Japan die Farbe der Trauer – und mit einem „weißen Requiem“ auf dem Bergfriedhof in Freiburg begräbt. Trotz des gespannten Verhältnisses zu ihrer Mutter blieb sie als Tochter einer Japanerin zeitlebens im Bannkreis dieser Kultur.

Bei den Exequien im Freiburger Münster hielt Joseph Ratzinger die Ansprache, Walter Nigg sprach an ihrem Grab. Auf ihrem Grabstein stehen die Worte: „Cave adsum!“ – „Hüte dich, ich bin da!“ – Das ist der Wappenspruch ihres Namensvetters Joseph von Görres (1776 – 1848), in dem sie sich selbst verstanden hat. Ein anderer Vorschlag von einem ihrer Leser, der sicher auch zutreffend gewesen wäre, lautete: „Dilexit ecclesiam“ - „Sie liebte die Kirche“.

„Brief über die Kirche“

Am 4. Oktober 1946 erschien in den „Frankfurter Heften“ ihr „Brief über die Kirche“, der ihr viel Kritik eingebracht hat. In diesem fingierten Brief an einen nichtkatholischen Akademiker, der viele

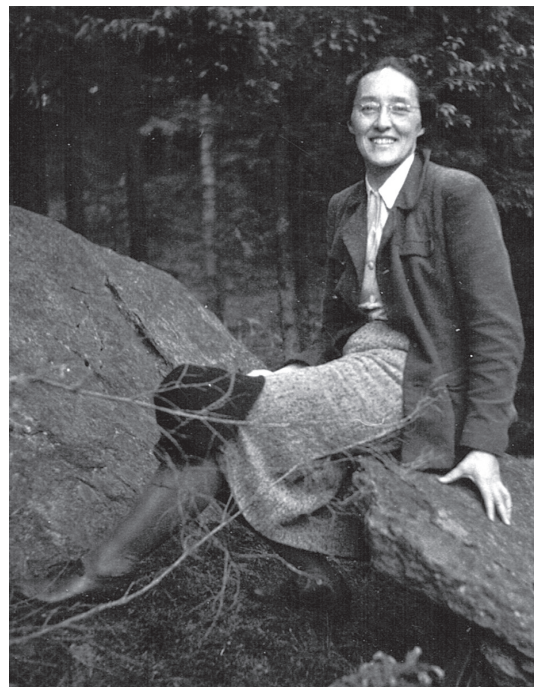
Vorzüge in der katholischen Kirche sieht, übernimmt sie die Rolle der „Advocata Diaboli“. Sie zeigt darin verschiedene Mißstände vor allem im Klerus auf: Schlampige Predigten, unandächtige Feier der Liturgie, Schwierigkeiten im Umgang mit dem Zölibat, bürgerlicher Lebensstil ohne geistige Tiefe, Gleichgültigkeit in der Seelsorge. Besonders schlecht kommt dabei der sudetendeutsche Klerus und der Klerus im Banat weg.

Wie kam es zu diesem fingierten Brief? Zunächst gab es den „Brief“ eines evangelischen Pfarrers, zu dem Ida Friederike Görres von katholischer Seite etwas schreiben sollte. Der Pfarrer freilich zog seinen Beitrag im letzten Augenblick zurück, weshalb es nur den katholischen Brief gab.

Warum wurde gerade Ida Friederike Görres von der Schriftleitung darum gebeten? Die Antwort: „Weil wir wußten, daß echte Liebe zur Kirche, Lebenserfahrung und ein wacher, für die Nähe der Zeit und des Kirchenvolkes aufgeschlossener Sinn in ihr eine fruchtbare Einheit bilden. Sie lebt in der Welt *mit* der Kirche, *aus* ihr und *durch* sie.“

Erzbischof Conrad Gröber hat an diesem Brief über die Kirche in den „Frankfurter Heften“ in einem Schreiben vom 13. Dezember 1946 an die Autorin scharfe Kritik geübt – man sprach von einer einzigen Abkanzlung – und hat den Klerus in Schutz genommen, der sich in den „fürchterlichen Jahren des Nazismus“ durchaus „löblich“ benommen habe. Auch der Hirtenbrief vom 5. Februar 1947 bringt eine Reaktion von Erzbischof Gröber auf diesen kirchenkritischen Brief von Frau Görres. Er zeichnet ein autoritäres, monolithisches Kirchenbild. Laieninitiativen erscheinen ihm verdächtig, auch gegen die Liturgische Bewegung meldet er Vorbehalte an.

Dabei muss man sagen, dass Erzbischof Gröber das Anliegen von Frau Görres nicht verstanden hat. Es war keine religionsfeindliche Kirchenkritik, es ging vielmehr um die nichterfüllten Erwartungen des Volkes an seinen Klerus. An der unbedingten Kirchen- und Glau-



Ida Friederike Görres-Coudenhove

benstreue der Verfasserin war nicht zu zweifeln. Ja, die letzten sieben Seiten des Briefes klingen aus in einem Elogium, einem Lobpreis, der den Eindruck erweckt, als widerrufe die Autorin ihre eigene Kritik.

Die Kritik an Ida Friedrike Görres zog weite Kreise. Sogar der Papst habe in einer öffentlichen Audienz „diese Stimme nördlich der Alpen“ beklagt.

Und wie Anna Findl-Ludescher in ihrer Dissertation an der Universität Salzburg 1999 über Ida Friederike Görres schrieb, habe ihr diese für sie unverständliche Kritik sehr zu schaffen gemacht, manche Zeitgenossen sahen darin auch einen Zusammenhang mit ihrer schweren Krankheit.

Auch die Sudetendeutschen haben sich darüber aufgeregt, dass das Verhalten der sudetendeutschen Priester besonders kritikwürdig gewesen sei. Noch im Jahre 1965, als Ida Friederike Görres-Coudenhove für ihre Bücher gute Rezensionen erhält, äußert Prälat Franz Wagner, Diözesanseelsorger für die Vertriebenen in der Erzdiözese Bamberg, in einem Brief an einen Mitbruder Kritik an der Schriftstellerin und legt diesem die Abschriften von zwei Briefen aus dem Jahre 1947 an Frau Görres-Coudenhove bei, wo er ihr vorwirft, in ihren „Briefen über die Kirche“ die sudetendeutschen Priester pauschal verleumdet zu haben. So schreibe sie in diesem Artikel in den „Frankfurter Heften“ (*Zitat von Prälat Wagner*): „Unser deutschböhmischer Klerus! – Der Pfarrer, der nie Beichte hörte, der Kaplan, der vor der Messe frühstückte. – Wo hat Ida Friederike Görres-Coudenhove solches erlebt?“ Es kann nur in Ronsperg und in Stockkau gewesen sein. Dort – in Stockkau nämlich – sei, wie Wagner in Erfahrung gebracht habe, ein tschechischer Kaplan gewesen. Ich darf hier noch hinzufügen, 1920 hatten wir in Ronsperg mit Dominik Šanda auch einen tschechischen Pfarrer, der sogar sehr beliebt war. Dass er nicht Beichte gehört habe, davon habe ich nichts vernommen.

Hier bei diesem Brief von Ida Friederike Görres in den Frankfurter Heften wird bereits deutlich, dass es eine kritische Liebe ist, die sie mit der Kirche verbindet.

Franz Bauer

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Institutes auch weiterhin durch
Ihre Spende!**

Ein großer Heimatpriester und Seelenführer

Zum 100. Geburtstag von P. Josef Barton

Am 17. September gedenken viele Vertriebene des 100. Geburtstages von P. Josef Barton. Dieser große Heimatpriester wurde am 17. September 1912 in Wagstadt (heute Bilovec) in Mähren geboren und besuchte als Zögling des Knabenseminars das Gymnasium in Freudenthal, wo er 1932 maturierte. Theologie studierte er in Olmütz, in dessen Priesterseminar alle Priesterkandidaten beide Sprachen Mährens, Deutsch und Tschechisch, beherrschen mussten. Am Fest der Landespatrone Mährens, der heutigen Europapatrone Cyrill und Method, wurde er am 5. Juli 1937 zum Priester geweiht. Sein Mitstudent, der spätere Regens des Priesterseminars in Königstein, Prälat Stefan Kruschina, erinnerte am Grab Bartons an diese Olmützer Zeit, wo im Priesterseminar die vielen Nationen beisammen waren, denn es studierten dort auch unierte Ukrainer und Ruthenen sowie Polen, und wo Josef Barton immer wieder vermittelte und Brücken baute. Seine Priesterweihe war *„in einer Zeit“* – so Prälat Kruschina – *„wo es bei uns gährte, wo die politischen Verhältnisse kritisch, schwierig wurden.“* Barton war dann Kaplan in Jägerndorf, das wie andere deutsche Gebiete der Erzdiözese Olmütz 1938 durch das Münchner Abkommen von der Tschechoslowakei an das Deutsche Reich abgetreten wurde. Der Generalvikar von Branitz, das im Deutschen Reich lag, aber kirchlich zum Erzbistum Olmütz gehörte, verwaltete damals die sudetendeutschen Gebiete von Olmütz und errichtete dafür ein neues Seelsorgereferat. Leiter wurde der junge Priester Barton, dessen besonderer Aufgabenbereich die Familienseelsorge war.

„Das Schicksalsjahr 1945, das bei uns den völligen Zusammenbruch brachte und – wie man damals sagte – die Existenzberechtigung für die deutsche Bevölkerung auslöschte, hat ihn als Helfer der vielen notleidenden, der vielen verstoßenen und geknebelten und geschlagenen Menschen gefunden“, berichtete am Grabe Prälat Kruschina über diese Zeit im Leben von P. Barton.

„Eines Tages wurde er selbst getroffen. Auf dem Weg, er war gerade bei einem Kranken gewesen, einem Versehgang, wurde er auf dem Heimweg von einer Soldateska-Truppe einfach gefangen genommen und mit ins Lager geschleppt, nur mit dem, was er gerade mit sich hatte. Mehr hatte er nicht: seine priesterliche Kleidung, sein Brevier. Das war sein Besitz. Mit dem wurde er ausgewiesen. Er kam mit einer Gruppe seiner Landsleute aus Jägerndorf und Umgebung nach Sachsen, wo er mit seinen Vertriebenen die Not wirklich redlich geteilt und alles mit ertragen hat.“

Von der Not der Vertreibung und vom Leid seiner Landsleute geprägt, gründete Barton in Schönstatt eine Gebets- und Opfergemeinschaft der Heimatvertriebenen. Sie wurde für Tausende ein fester Halt in der Haltlosigkeit jener Zeit. In Rundbriefen hielt Pater Barton Kontakt zu den Mitgliedern und Freunden, die er auch in Kursen und Einkehrtagen sammelte. Er wollte mit der Gemeinschaft das Kreuz der Vertreibung deuten und fruchtbar machen. Barton betonte immer wieder, dass der Mensch in Gefahr sei, das Kreuz zu entwerten: Nur im Glaube ist der Mensch fähig, es als wertvoll und gnadenreich zu erleben.

So erschien das Gebetbüchlein: *„Ausgegossen wie Wasser – Lasset uns werden eine heilige Flut“*. Es sollte ein „Lese- und Gebetbüchlein“ sein, das helfen sollte, dem auferlegten Kreuz gerecht zu werden. Vieles hat uns darin auch heute noch etwas zu sagen, vor allem die Gedanken über die Heimatlosigkeit und das Kreuz. *„Ausgegossen wie Wasser“* – Dieses Psalmwort übertrug Barton auf die Vertriebenen. Aber er rief sie auch auf, eine Flut zu werden. Symbol dafür war ein Weihwasserbecken, das die Vertriebenen 1950 als Weihegabe in der Gnadenkapelle in Schönstatt aufstellten.

Das Gebetbüchlein erlebte eine zweite Auflage, in der Barton die Gedanken des Psalmtitels noch vertiefte. Er schreibt, *„dass wir alles daran setzen sollen, um unsere Vertreibung zu einem Segen werden zu lassen. Wir mögen nun festhalten, dass die Heimatlosigkeit umso verheerender wirken muss, je mehr sie äußerlich verdeckt bleibt. Wunden, die äußerlich heilen, ohne dass der Fäulnisherd beseitigt wird, werden lebensgefährlich. Äußere Bereinigung der Heimatlosigkeit ohne innere Beheimatung müsste ähnliche Folgen zeitigen. Deswegen unser Bestreben, die Beheimatung der Seelen zu fördern, so gut wir können“*.

Schon 1947 war von ihm die erste Exerzitienwoche für Heimatvertriebene in Schönstatt bei Vallendar abgehalten worden, bei der man den meisten Teilnehmern noch die Last und das Leiden der Vertreibung ansah. Intensiv wurde versucht, die Vertreibung nicht nur vom Menschen, sondern von Gott her zu sehen.

„Wenn etwas zeigt, wes Geistes Kind die Humanität unseres Jahrhunderts ist, dann die Verträge, durch die man Millionen Menschen total enteignete und in die Fremde jagte, von allen anderen Verbrechen, die damit zusammenhängen, ganz zu schweigen. Eine Menschheit, die Gott ausgebürgert hat, wird Menschenrechte immer umbiegen, wie es ihr gerade passt“, so schrieb damals P. Josef Barton.

Schon 1948 begann die Freundschaft mit P. Werenfried, der in jenen Jahren zum ersten Male nach Königstein kam. Seit 1951 war P. Barton Kapellenwagenmissionar und übernahm 1953 die Planung und Koordinierung der großen Aktion, welche die Kirche in der deutschen

Diaspora buchstäblich ins Dorf brachte. 1961 übernahm er auch das Amt eines Spirituals am Königsteiner Priesterseminar und hielt an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vorlesungen über Ascese und Mystik. In seiner Homilie beim Requiem sprach sein Schüler Martin Roos, damals Pfarrer in der Diözese Rottenburg und heute Bischof von Temesvar in Rumänien, dass Bartons Grundanliegen war, den Menschen dahin zu führen und darauf hin zu erziehen, dass er fähig werde, sich vorbehaltlos der Führung Gottes anzuvertrauen. Pater Barton tat dies mit einer vornehmen Zurückhaltung, mit einer tiefen Ehrfurcht vor dem anderen und einer schier endlosen Geduld, denn er wollte, dass der ihm Anvertraute seinen persönlichen Weg in christlicher Freiheit und Würdigkeit fände und ihn gehe. Dieses Ziel hat er bei allen seiner Aufgaben vor Augen. Wer sich ihm einmal anvertraut hatte, den verlor er nicht mehr aus den Augen, ja er konnte rührend um ihn besorgt sein.

Der Schreiber dieser Zeilen erlebte ihn seit 1965 in Königstein als Spiritual und als Dozent, als umfassend gebildeten Priester und echten Seelenführer. Jede Enge und Starrheit war P. Josef fremd, denn er glaubte, dass jeder einzelne Mensch ein origineller Gedanke Gottes sei und daher jeden Einsatz wert. Fast ein Jahrzehnt hatte ich ihn dann nach dem Abschluss des Studiums nicht mehr getroffen, aber mit ihm Kontakt gehalten. Im Jahre 1981 bat mich P. Josef um mehrere Vorträge bei einer Tagung für Wohltäter von „Kirche in Not“ in Königstein. Ich sollte über die Tatsachen der Kirchenverfolgung im Osten referieren, er wolle nur die geistlichen Impulse geben und die Tatsachen der Verfolgung theologisch deuten. Am Ende der Tagung fragte er mich, ob ich nicht ganz für „Kirche in Not“ arbeiten wolle. Dass ich das noch heute tun kann, dafür bin ich ihm täglich dankbar. Und ich kenne viele, die das unterschreiben, was P. Werenfried am Grab seines Freundes sagte:

„Josef, im Namen der Kapellenwagenmissionare, die Du betreut hast, und im Namen der Millionen Heimatvertriebenen, denen wir in den dunkelsten Jahren ihres Lebens mit unserer Kapellenwagenmission seelsorglich helfen konnten, danke ich Dir.

Ich danke Dir für Deine Freundschaft, für Deinen guten Rat, für die Hilfe, die ich persönlich von Dir erfahren habe. Ich verspreche Dir, dass wir Dich in unseren Gebeten nicht vergessen, dass wir Deinem Beispiel folgen werden. Und ich bitte Dich, im Himmel auch unser aller zu gedenken.

Auf Wiedersehen im Himmel, und vergiss uns nicht!“

Rudolf Grulich



Auf ostdeutschen Spuren im unbekanntem Mitteleuropa

Das Institut für Kirchengeschichte auf Entdeckungsfahrt in Slowenien und Kroatien

Ein pensionierter Geschichts- und Erdkundelehrer brachte es nach der Reise auf den Punkt: „Es war eine Studienreise und eine Pilgerfahrt, aber auch eine Entdeckungsreise in ein viel zu wenig bekanntes Gebiet Mitteleuropas.“ Das Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren und Schlesien in Nidda hatte für die Freunde und Wohltäter des Hilfswerkes „Kirche in Not“ eine Pilgerfahrt nach Slowenien und Kroatien ausgeschrieben. Da wegen zahlreicher Anmeldungen der Bus bald voll war, hatte Professor Dr. Rudolf Grulich für die Interessenten die Fahrt ein zweites Mal als Studienfahrt angeboten, und zwar ganz bewusst für kulturell und politisch Interessierte. Übliche 08/15-Reisen an die Kroatische Adria gebe es genug, erklärte Grulich. Er wolle seinen Landsleuten und Freunden von „Kirche in Not“ ein tieferes Bild von Slowenien und Kroatien vermitteln und zeigen, wie sehr die Zugehörigkeit zur Habsburgermonarchie diese europäischen Kulturlandschaften geprägt habe. Das ist dem Team des Institutes und den Betreuern von „Kirche in Not“ auch hervorragend gelungen, unterstützt von Freunden und Kollegen vor Ort in Cilli und Agram. Bei beiden Fahrten innerhalb von nur drei Wochen waren die zwei von Grulich ausgewählten kirchlichen Quartiere ein echtes Zuhause: Das Haus St. Josef in Cilli und das Schloss Lužnica bei Agram. Cilli war bis 1918 die südlichste deutsche Stadt und gehörte bis dahin zur Unter-

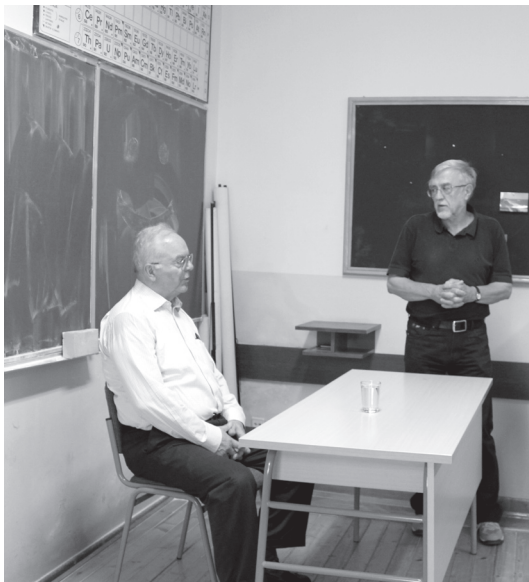
steiermark, die erst nach dem Ersten Weltkrieg von der Steiermark abgetrennt wurde und an das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen kam, das sich seit 1929 Jugoslawien nannte. Auch in Agram ist bis heute zu spüren, wie die kroatische Hauptstadt durch die k.u.k. Monarchie geprägt wurde. Das reichhaltige Programm erforderte viel Disziplin und Aufnahmebereitschaft, aber es gelang Grulich, die Teilnehmer aus ganz Deutschland



In Agram werde heute immer mehr alte deutsche Straßennamen freigelegt.

zu Freunden Sloweniens und Kroatiens zu machen. Zwei Jahrtausende europäischer Geschichte wurden lebendig, denn die Fahrtteilnehmer bestaunten Ausgrabungen aus der Römerzeit, mittelalterliche Städte und Burgen, gotische Dome und prachtvolle barocke Kirchen, aber auch Bauten des Jugendstils und Neubauten von Gotteshäusern nach dem Ende des Kommunismus und nach den Zerstörungen durch die großserbische Aggression seit 1991. Dabei stieß man immer wieder auch auf ostdeutsche und sudetendeutsche Spuren, auf Baumeister aus Böhmen wie die Söhne von Peter Parler und auf Architekten aus Slowenien wie Jože Plečnik, der nach dem Ersten Weltkrieg auch in

Prag tätig war. Es würde zu weit führen und den Rahmen dieses Berichtes sprengen, die Höhepunkte beider Reisen aufzuzählen, da eine Auswahl nur subjektiv sein kann: War es die schönste gotische Kirche Sloweniens in Maria Neustift bei Pettau oder die schönste barocke Dorfkirche in Sladka Gora? Die Rokoko-Kirche St. Rochus oder die Wallfahrtskirchen in Brezje oder Marija Bistrica? Dazu kamen die menschlichen Begegnungen in beiden Ländern bei Weinproben oder Einladungen in Pfarreien. Der ehemalige Vertriebenenminister Kroatiens, Prof. Dr. Adalbert Rebić, berichtete über den Heimatkrieg 1991 bis 1995 und erinnerte sich gerne an seinen Besuch 2006 beim Sudeten-



Professor Grulich stellt den ehemaligen Vertriebenenminister Adalbert Rebić vor.

deutschen Tag in Nürnberg, wo er an dem internationalen Podium über Vertreibung teilnahm.

Der religiöse Aspekt beider Reisen wurde ebenfalls dankbar aufgenommen. „Wallfahrt kennt keine Grenzen“, betonte Grulich immer wieder, ebenso wiederholte er: „Heilige verbinden die Völker“. Verschiedene Kirchen des hl. Veit und Stationen und Altäre zu Ehren des hl. Jo-



Im größten kroatischen Wallfahrtsort Marija Bistrica erlebten die Teilnehmer die Fronleichnamsprozession.

hannes Nepomuk wiesen auf böhmische Heilige hin, noch mehr die zahlreichen Cyrill-und-Method-Altäre, aber auch ein modernes Glasbild in der Kirche in Krašić, das im Geburts- und Sterbeort des seligen Kardinal Stepinac den erst 2003 selig gesprochen Ivan Merz aus Banja Luka darstellt, dessen Vater aus dem Egerland stammte. Auch Altäre mit der Statue des berühmten Prager Jesulein begegneten den Wallfahrern in vielen Kirchen beider Länder. Und für echte Überraschung sorgte der Abstecher in die Kirche von St. Veit am Vogau, wo auf einem Deckengemälde Karl Marx zu sehen ist, aber auch Kaiserin Zita mit ihrem damals noch kleinen ältesten Sohn Otto von Habsburg und dazu Theologie-Professoren als Autoren der Haider Thesen.

Ein Gewinn für alle Reisetilnehmer waren nicht nur Grulichs Kenntnisse der slowenischen und kroatischen Sprache, Geschichte und Literatur und seine Hinweise auf die nationalen und ethnischen Minderheiten in beiden Ländern, sondern vor allem auch die ökumenische Komponente der Fahrt. So wurden auf beiden Reisen auch die serbisch-orthodoxe Kirche in Agram besucht, bei der zweiten Reise auch die griechisch-katholische Kathedrale in Kreutz, wo der Kathedralchor bei der Chrysostomus-Liturgie sang und die kirchenslawischen liturgischen Texte für die Besucher auch in deutscher Sprache vorlagen. Unsere Bilder sollen einen kleinen Einblick in das Erlebnis dieser Studienreisen vermitteln, die das Institut weiterführen wird.

Josef Böhm

Lehrerbildung im Egerland in der Ersten Tschechoslowakischen Republik

Einleitung

Die Erste Tschechoslowakische Republik hatte 1919 gleich ein eigenes Staatsministerium für Schulwesen und Volkskultur geschaffen. Mit einer Ausnahme wurden jedoch alle Schulgesetze, -verwaltungsverfahren, -dienstsanweisungen und -ordnungen aus der k. u. k. Zeit in der Monarchie Österreich-Ungarns für die Länder Böhmen, Mähren und (Österreichisch-) Schlesien vorläufig beibehalten. So blieben der jeweilige Landesschulrat in Prag, Brünn und Troppau als mittlere Schulaufsichtsbehörden einstweilen ungeschmälert bestehen. In der Slowakei und in der Karpathenukraine, die ja bekanntlich als Oberungarn zum Königreich Ungarn gehörten, bestanden (zunächst noch) andere Schulaufsichtsverhältnisse. Der Landesschulrat für Böhmen (Prag III, Letenská 4) war seit dem 19. Jahrhundert in zwei Sektionen mit drei Abteilungen und (1936) insgesamt fünfzehn Landesschulinspektoren aufgeteilt. In der tschechischen Sektion gab es eine eigene Abteilung für tschechische Minderheitenschulen (s. u.) mit fünf Landesschulinspektoren.

Auch die dreiundfünfzig deutschen Schulbezirke in Böhmen blieben vollständig erhalten, obwohl sich in einigen bereits im 19. Jahrhundert eine tschechische Bevölkerungsmehrheit gebildet hatte. Die deutschen Schulen in diesen Bezirken wurden in der Regel von einem Schulinspektor eines benachbarten deutschen Schulaufsichtsbezirkes mitbetreut.

Die Lehrerbildung blieb in der aus k. u. k. Zeiten gewohnten Form bestehen. Bestrebungen, sowohl der deutschen als auch der tschechischen Landeslehrervereinigungen die Volksschullehrerbildung an die der Lehrer für weiterführende Schulen anzugleichen und durch einen Universitätsbesuch zu akademisieren, wurden auf eine Zeit nach der Konsolidierung des neuen Staates vertagt. Bereits das Paulskirchenparlament in Frankfurt folgte liberalen Bildungsbestrebungen und sah 1848/49 in seinem Entwurf einer Reichsverfassung eine Ausbildung der Lehrer aller Schularten an Universitäten vor. Lehrerbildungsanstalten für die Volksschullehrerausbildung, die nach dem Reichsschulgesetz von 1869 als staatliche Einrichtungen gegründet worden waren, arbeiteten nach bisherigem Organisationsmuster, aber mit neuen Lehrplänen und entsprechendem Lehr- und Lernmaterialien in der neuen Republik weiter. Die demokratische Erneuerung bestand darin, dass die Staatslehrerbildungsanstalten koedukativ geführt wurden, also Zöglinge beiderlei Geschlechts in jeder Jahrgangs-

klasse in fast allen Fächern gemeinsam unterrichtet wurden, und dass Religion vom Pflichtfach zum Wahlfach herabgestuft wurde. Die Ausbildung der Lehrer für Mittelschulen (Humanistisches Gymnasium, Realgymnasium, Reformrealgymnasium) erfolgte wie gehabt an der Deutschen Universität in Prag bzw. Brünn oder teilweise an den Technischen Hochschule in den beiden Orten für Gymnasiallehrer in den naturwissenschaftlichen Fächern und an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Deutschen Technischen Hochschule in Tetschen-Liebwerd für Lehrer an höheren Landwirtschaftsschulen.

A) Lehrerbildungseinrichtungen

Im Egerland (seit 1939 Regierungsbezirk Eger mit Sitz in Karlsbad im Reichsgau Sudetenland) bestanden im Schuljahr 1936/37 vier Lehrerbildungsanstalten.

Eger

1. Staatslehrerbildungsanstalt mit Koedukation, Gründungsjahr 1870.

Wahlfreie Fächer: Religion, Klavier, Stenografie, Methodik des Schwachsinnigenunterrichts, Handfertigkeitenunterricht, weibliche Handarbeit.

Direktor Josef Langhans, geboren 1884 in Stecken in Böhmen (Iglauer Sprachinsel).

Lehrkörper: 13 haupt- und nebenamtliche Lehrkräfte, davon drei promoviert.

2. Übungsschule der Staatslehrerbildungsanstalt mit Koedukation mit 101 Schülern und 4 Klassen.

Lehrkörper: 6 Professoren bzw. Übungsschullehrer, davon zwei als Bezirksschulinspektoren beurlaubt.

3. Private Lehrerinnenbildungsanstalt der Schwestern vom Heiligen Kreuze Eger, Gründungsjahr 1881.

Wahlfreie Fächer: Violine, Französisch, Englisch, Stenografie, Klavier.

Lehrkörper: Direktorin Schwester Fabiola Mocker, geboren 1882 in Aussig.

15 haupt- und nebenamtlich tätige Schwestern vom Heiligen Kreuz als Professorinnen und Fachlehrkräfte, davon vier promoviert und ein Religionsprofessor.

4. Übungsschule der privaten Lehrerinnenbildungsanstalt der Schwestern vom Heiligen Kreuze Eger mit fünf Klassen und 168 Schülerinnen.

Lehrkörper: 6 Schwestern vom Heiligen Kreuz als Übungsschullehrerinnen und ein Religionslehrer.

5. Private Bildungsanstalt für Haushaltungslehrerinnen der Schwestern vom Heiligen Kreuze Eger,

Gründungsjahr 1881.

Wahlfreie Fächer: Französisch, Englisch, Stenografie, Musik, katholische Religion.

Direktorin Schwester Fabiola Mocker, geboren 1882 in Aussig.

Lehrkörper: 10 haupt- und nebenamtlich tätige Schwestern vom Heiligen Kreuz und ein Religionslehrer.

6. Privat-Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen der Schwestern vom Heiligen Kreuze Eger,

Gründungsjahr 1882.

Wahlfreie Fächer: Violine, Französisch, Englisch, Klavier.

Direktorin Schwester Fabiola Mocker, geboren 1882 in Aussig.

Lehrkörper: 8 haupt- und nebenamtlich tätige Schwestern vom Heiligen Kreuz und ein Religionslehrer.

Mies

7. Deutsche Staatslehrerbildungsanstalt mit Koedukation, Gründungsjahr 1899.

Wahlfreie Fächer: Religion, Handfertigungsunterricht, weibliche Handarbeit, Klavier.

Lehrkörper:

Direktor Professor Franz Woska, geb. 1886 in Bernsdorf, Bezirk Trautenau.

7 hauptamtlich und 6 nebenamtlich tätige Lehrkräfte, davon zwei promoviert.

8. Übungsschule der Staatslehrerbildungsanstalt mit Koedukation

Mies

Die Staatslehrerbildungsanstalt Mies verwendet die 1., 3., 4. und 5.

Klasse der Knabenvolksschule Mies als Übungsschule. Mit der Funktion als Übungsschullehrer sind 4 Volksschullehrer betraut.

Prag

Während die Lehrerbildungsanstalten hauptsächlich den regionalen Bedarf des Lehrernachwuchses abdeckten, waren die Lehrerbildungs-Einrichtungen in der Landes- und Staatshauptstadt Prag für das ganze Land tätig. Sie wurden auch von zahlreichen Lehramtskandidaten des Egerlandes besucht, wie das auch der Vater des Verfassers getan hat.

9. Deutsche Staatslehrerbildungsanstalt mit Koedukation. Prag III (Kleinseite), Karmelitergasse 11.

Gründungsjahr 1775, Neugründung als deutschsprachige Anstalt 1923.

Wahlfreie Fächer: Stenografie, Religion, praktische Übungen, Naturgeschichte, Schwachsinnigenunterricht und Taubstummenunterricht.

Direktor Dr. phil. Karl Eßl, Privatdozent an der Deutschen Universität Prag für Pädagogik, geboren 1889 in Krummau.
Lehrkörper: 13 haupt- und nebenamtlich tätige Lehrkräfte, davon vier promoviert.

10. Übungsschule der Deutschen Staatslehrerbildungsanstalt mit Koedukation Prag mit 4 Klassen und 96 Schülern.

Lehrkörper: 8 Übungsschullehrer,
davon vier als Bezirksschulinspektoren beurlaubt.

11. Staatliche Anstalt zur Heranbildung von Lehrerinnen der weiblichen Handarbeiten und Haushaltungskunde in Prag.

Gründungsjahr 1870; Neugründung 1919.

Wahlfreie Fächer: Stenografie und Religion.

Lehrkörper:

Leiterin: Staatliche Lehrerin Olga Hendrych, geboren 1903 in Mährisch Hermsdorf, Bezirk Mährisch Trübau.

Lehrkörper: Je eine haupt- und nebenamtlich tätige Lehrkraft.

12. Staatliche Anstalt zur Heranbildung von Kindergärtnerinnen in Prag.

Gründungsjahr 1871; Neugründung 1914.

Wahlfreie Fächer: Kochen, Klavier, Violine.

Direktorin: Kindergärtnerin Gertrud Piusker, geboren 1902 in Iglau.

Lehrkörper: Je eine haupt- und nebenamtlich tätige Lehrkraft.

13. Staatliche pädagogische Akademie mit

deutscher Unterrichtssprache in Prag I (Altstadt), Masná 18.

Gründungsjahr 1935 (1931 von der deutschen Pestalozzi-Gesellschaft als Privateinrichtung eingerichtet); einjährig.

Leitung: Pädagogischer Direktor: Ernst Otto, Dr. phil., o. Professor an der Deutschen Universität Prag für Pädagogik.

Administrativer Direktor: Karl Eßl, Dr. phil., Direktor der Deutschen Staatslehrerbildungsanstalt Prag, Privatdozent an der Deutschen Universität Prag.

Stellvertreter des pädagogischen Direktors: Wenzel Weigl, Dr. phil., Privatdozent an der Deutschen Universität Prag.

Lehrkörper: 20 allesamt nebenamtlich tätige Lehrkräfte, davon die Hälfte Mitglieder der Deutschen Universität Prag bzw. der Deutschen Technischen Hochschule Prag.

14. Übungsschule der Staatlichen pädagogischen Akademie mit deutscher Unterrichtssprache.

Die Akademie verwendet die staatliche Volksschule und Knaben- und Mädchenbürgerschule mit deutscher Unterrichtssprache in Prag I (Altstadt) Masná 18 als Übungsschule.

Aufsicht: Josef Schmidt, Inspektor der staatlichen Volksschulen mit deutscher Unterrichtssprache.

Lehrkörper: Sieben Übungsschullehrer/innen.

Saaz

Eines der „revolutionären Gesetze“, das die „revolutionäre Nationalversammlung“, in der es kein einziges deutsches Mitglied gab, am 3. April 1919 verabschiedete, also vor dem Inkrafttreten der Verfassung, war das „Minderheitenschulgesetz“. Die neu zu errichtenden tschechischen Minderheitenschulen im deutschen Sprachgebiet waren danach Staatsschulen. Sie hießen auch in der tschechischen Sprache Minderheitenschulen (Menišove školy). Der Begriff bezog sich ausschließlich auf die lokalen Bevölkerungsverhältnisse. Der Gesamtstaat stellte nicht nur die Lehrer ein und besoldete sie, sondern war auch für die Schulausstattung, die Gebäude und Schulgrundstücke zuständig, also nicht die jeweilige Gemeinde. Den örtlichen Gremien, wie Gemeinde- oder Ortsschulrat, war jedes Mitwirkungsrecht ausdrücklich verwehrt. Vielmehr sah das Minderheitenschulgesetz ausdrücklich Beschlagnahme von Schulräumen und Grundstücken für einen Schulhausbau vor. Für die tschechischen Minderheitenpflichtschulen im deutschen Sprachgebiet wurden eigene tschechische Schulaufsichtsbehörden eingerichtet. Die tschechischen Bezirksschulinspektoren hatten ihren Dienstsitz, mit der einen Ausnahme von Pilsen jeweils ausschließlich in deutschen Städten.

In Saaz gab es bis 1938 die einzige tschechische „Staatslehrerbildungsanstalt mit Koedukation“ (StLBA) im deutschen Sprachgebiet der CSR mit einer vierklassigen tschechischen Übungsschule, einem Heim für 40 Studierende der StLBA und einer Mensa. Die Hraničářy (politisch-kulturelle Grenzkämpfer) sollten am Ort unter den dort herrschenden Bedingungen auf ihre späteren Dienstaufgaben hautnah und ergebnisorientiert vorbereitet werden, die Sprachengrenze mit der Staatsgrenze in Übereinstimmung zu bringen und in den „verdeutschen“(překládat) Gebieten der Republik das Slawentum obsiegen zu lassen. Im Laufe der Jahre wurde der Begriff in „die gemischtsprachigen Grenzgebiete“ geändert. Es war einer der Versuche, den Anspruch bei der Friedenskonferenz von St. Germain nachträglich zu rechtfertigen. Dafür wurde beispielsweise die deutsche Lehrerbildungsanstalt in Olmütz aufgelöst und die Lehramtskandidaten in Mähren-Schlesien auf die beiden deutschen Lehrerbildungsanstalten in Brünn und Troppau aufgeteilt.

Wie in der vorangegangenen Monarchie gab es keine 2. Phase (Vorbereitungsdienst, Referendariat) in der Lehrerbildung. Die Vorbereitung auf die 2. Staatsprüfung (Lehrbefähigungsprüfung), wie auch auf die Lehrbefähigungsprüfung für Bürgerschulen, für Bezirksschulinspektoren, für das Lehramt der Stenografie an öffentlichen Schulen, für das Lehramt der Musik und des Turnens war den Kandidaten als individuelle Obliegenheit übertragen. Erst durch ein Organisationsstatut des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur vom 17. Ok-

tober 1937 (Z. 129.703/36-I/1) wurde beispielhaft eine förmliche Lehrerfortbildung institutionalisiert.

15. Kurse zur Vorbereitung der Lehrerschaft für die Lehrbefähigungsprüfung für Bürgerschulen an der staatlichen pädagogischen Akademie mit deutscher Unterrichtssprache in Prag

Die Leitung der Kurse und die der Akademie war identisch. Allerdings waren nur zwei Dozenten der Akademie auch in den Vorbereitungskursen tätig. Zu ihnen kamen 16 Professoren und Assistenten der Deutschen Universität Prag, der Deutschen Technischen Hochschule Prag und der Deutschen Akademie der Bildenden Künste.

B) Prüfungskommissionen

1. Prüfungskommission für die Prüfung der Inspektoren-Anwärter (errichtet beim Landesschulrat) in Prag III (Kleinseite), Letenská 4 für ganz Böhmen und damit auch für das Egerland zuständig.

Vorsitz: Dr. jur. Anton Dvořak, Vizepräsident des Landesschulrates und neun Beisitzer.

2. Prüfungskommissionen für das Lehramt an Volks- und Bürgerschulen

2.1 Eger

2.1.1 Für das Lehramt an Bürgerschulen

Vorsitzender: Friedrich Goldmann, Landesschulinspektor, Prag
Stellvertretender Vorsitzender: Josef Langhans, Direktor der Staatslehrerbildungsanstalt Eger und 23 Beisitzer.

2.1.2 Für das Lehramt an Volksschulen

Vorsitzender: Josef Langhans, Direktor der Staatslehrerbildungsanstalt Eger.

Stellvertretender Vorsitzender: Zdenko Lizalek, Direktor des deutschen Staatsgymnasiums und 15 Beisitzer.

2.2 Mies (nur) für das Lehramt an Volksschulen)

Vorsitzender: 1936/37 unbesetzt.

Stellvertretender Vorsitzender: Rudolf Turba, Direktor des deutschen Staatsgymnasiums und 17 Beisitzer.

2.3 Prag

2.3.1 Für das Lehramt an Bürgerschulen

Vorsitzender: Wilhelm Spachovský, Oberschulrat und Landesschulinspektor.

Stellvertretender Vorsitzender: Karl Eßl, Dr. phil., Direktor der Deutschen Staatslehrerbildungsanstalt Prag, Privatdozent an der Deutschen Universität Prag und 39 Beisitzer.

2.3.2 Für das Lehramt an Volksschulen Vorsitzender: Karl Eßl, Dr. phil., Direktor der Deutschen Staatslehrerbildungsanstalt Prag, Privatdoz an der Deutschen Universität Prag.

Stellvertretender Vorsitzender: Rudolf Krauß, Professor an der deutschen Staatslehrerbildungsanstalt Prag und 21 Beisitzer.

2.3.3 Deutsche Staatsprüfungskommission für das Lehramt der Stenografie an öffentlichen Schulen in Prag III, Zborovská 7.

Vorsitzender: Emil Weiß, Direktor des deutschen Staats-Realgymnasiums Prag III und vier Beisitzer.

2.3.4 Deutsche Staatsprüfungskommission für das Lehramt der Musik. Prag II, Vladislavová 23 für die Schuljahre 1935/36 und 1937/38.

Direktor: Fidelio Finke.

Stellvertretender Direktor: Dr. Josef Hamperl und 25 Beisitzer.

2.3.5 Deutscher Turnlehrerbildungskurs und Prüfungskommission Prag II/497

Direktor: Dr. Franz Luksch, Univ.-Prof.

Direktorstellvertreter: Ernst Wunsch, Professor an der deutschen Staatslehrerbildungsanstalt Prag und fünf Beisitzer.

C) Lehrernachwuchs

Im Schuljahr 1936/37 betrug die Anzahl der Lehramtskandidaten an Lehrerbildungsanstalten:

L B A	1. Jg.		2. Jg.		3. Jg.		4. Jg.		Summe	
	♂	♀	♂	♀	♂	♀	♂	♀	♂	♀
StLBA Eger	21	20	20	22	23	20	18	26	95	66
Private LinBA d. Sch. v. Hl. Kr. Eger	--	43	--	37	--	39	--	42	--	161
StLBA Mies	20	20	23	20	19	15	26	19	88	74 ^{*)}
StLBA Prag	24	26	20	20	20	26	22	26	86	98
Zusammen	65	109	63	99	52	100	76	113	269	397

^{*)}Im 4. Jahrgang 3 Mittelschulanwärterinnen und 2 Mittelschulanwärter, die nach erfolgreich abgeschlossenem Universitätsstudium und der 1. Lehramtsprüfung für Gymnasien noch ein Jahr die LBA besuchen mussten, um zur „Reifeprüfung für Volksschulen“ (1. Lehramtsprüfung für Volksschule) zugelassen zu werden. Es ist davon auszugehen, dass sie damit ihre Möglichkeiten, überhaupt in den Lehrberuf zu gelangen, verbessern wollten. Tatsächlich unterrichteten an

den deutschen Volksschulen im Egerland vereinzelt Lehrkräfte, die sich diesem Verfahren unterzogen hatten.

Hörerzahl der Deutschen Pädagogischen Akademie Prag:
28 männliche und 28 weibliche: Zusammen 56.

Anzahl der Kandidatinnen an deutschen Haushaltungslehrerinnenbildungsanstalten:

	1. Jg.	2. Jg.	zus.
Prag	--	28	28
Eger	34	--	34
Zusammen	34	28	62

Anzahl der Kandidatinnen an den Bildungsanstalten für Kindergärtnerinnen:

	1.Jg.	2.Jg.	zus.
Prag	25	--	25
Eger	--	25	25
Zusammen	25	25	50

Die Kindergärtnerinnen-Bildungsanstalten in Eger und Prag nahmen nur jährlich alternierend ausschließlich weibliche Studierende auf.

An den Lehrerbildungsanstalten bestand in Gegensatz zu den Universitäten und Hochschulen ein strenger Numerus clausus. Die Zulassungsbeschränkung griff bereits bei der Aufnahmeprüfung. Dafür wurden 200 Bewerber zugelassen, nach den Noten des Bürgerschulabschlusses. Wie viele Interessenten, die eine Bürgerschule erfolgreich abgeschlossen hatten, unter diesen Aussichten von vornherein auf die Zulassung zur Aufnahmeprüfung an die LBA verzichteten, lässt sich verständlicherweise nicht mehr feststellen. Auch für die Teilnehmer der Aufnahmeprüfung war die Prüfungssituation von vornherein belastet. Wusste er oder sie doch, dass nur jeder fünfte von ihnen tatsächlich an die LBA aufgenommen werden wird. In der Fremdeinschätzung galten die Volksschullehrer damals als die geistige Elite, als Volkserzieher der Deutschen in der Tschechoslowakischen Republik. Dass dies selbstredend die Selbsteinschätzung nicht ungünstig beeinflusste, ist wohl anzunehmen. Obwohl die Anstellungsmöglichkeiten

nach der „Reifeprüfung für Volksschulen“ gering waren und sich ständig durch die Auflösung deutscher Volksschulen und Schulklassen verschlechterten, hielt der Andrang zu den deutschen Lehrerbildungsanstalten unvermindert an.

Herwig Baier

Tschechien oder Böhmische Länder ?

Eine historische Betrachtung

Seit dem Zerfall der Tschechoslowakei in zwei Staaten Anfang des Jahres 1992 wurde in Prag diskutiert, ob die Tschechische Republik in Kurzform Tschechien oder Tschechei heißen solle oder dürfe. Die Behauptung, dass das Wort Tschechei abfällig sein soll, ist genauso kleinkariert wie die Behauptung böswillig ist, nur Hitler habe von der „Tschechei“ gesprochen. Ist auch der Name Slowakei oder Türkei abfällig und sollen wir auch Slowakien oder Türken sagen? Die alte Endung –ei wird im Deutschen bei vielen Substantiven allgemein gebraucht, nicht nur bei alten heute nicht mehr benutzten Ländernamen wie Sorbei, Walachei oder Kaschubei, sondern bei anderen Begriffen wie Partei, Bastei, Ballei u.a.

Heinrich Heine spricht sogar von „Polen aus der Polakei“ und das Touristenbüro Mittelmähren in Olmütz wirbt in einem neuen deutschsprachigen Prospekt für Sehenswürdigkeiten in der Hanna-Ebene um Olmütz von den Schönheiten der „mittleren Hannakei“.

Aber Sprachen sind von Menschen gemacht, nicht von Computergehirnen, die keine Sonderformen oder Ausnahmen kennen. In Jahrhunderten hat es sich ergeben, dass wir für das lateinisch-italienische Italia heute im Deutschen Italien sagen und nicht Italei, aber für Turchia Türkei und für andere lateinische Namen wie Lettonia, Lithuania, Hungaria, Silesia, Bohemia, Moravia usw. eigene Namen haben wie Lettland, Litauen, Ungarn, Schlesien, Böhmen und Mähren. Warum nicht auch Tschechei?

Tschechien oder Tschechei? Offiziell heißt der Staat „Tschechische Republik“. Als in Königstein das heute in Nidda ansässige Institut den Namen „Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien“ bekam, war damit die bei den sudetendeutschen Vertriebenen bekannte Länderstruktur gemeint, die sich noch heute im Staatswappen der Tschechischen Republik zeigt. Dort sehen wir zweimal den böhmischen Löwen und dazu den roten mährischen und schwarzen schlesischen Adler.

Die 1918 ausgerufene Tschechoslowakische Republik umfasste neben der Slowakei und der Karpato-Ukraine die Länder Böhmen, Mähren und Schlesien. Als der Preußenkönig Friedrich II. seit 1740 den Österreichern den größten Teil Schlesiens raubte und für Maria The-

resia (nach ihren Worten) nur der Zaun vom Garten Schlesien übrig blieb, bildete das bei Österreich verbliebene österreichische Schlesien weiterhin ein eigenes Herzogtum und Kronland mit einem Landtag in Troppau. 1928 wurden die beiden Länder Mähren und Schlesien zum Land Mähren-Schlesien zusammengelegt. Das wird manchmal von sudetendeutscher Seite falsch interpretiert, als ob damit das mehrheitlich deutsche Sudetenschlesien benachteiligt wurde. Im Gegenteil! Mähren war in Gefahr, mit seinem deutschen Anteil an der Bevölkerung unter 20% zu sinken und dadurch die Zweisprachigkeit zu verlieren. Das wurde durch die Vereinigung zu Mähren-Schlesien gebannt, wo die Deutschen nun über 28% der Bevölkerung stellten.

Nach der kommunistischen Machtergreifung in Prag durch die so genannte Februarrevolution 1948 wurde die Ländergliederung zugunsten von Kreisen umgestaltet. Das tschechische Wort „Kraj“ meint aber mehr Bezirk als Kreis, denn wir denken im Deutschen bei Kreis meist an Landkreis, was tschechisch „okres“ ist. So schufen die Kommunisten fünf Kreise in Böhmen und zwei in Mähren. Im Nordmährischen Kreis ging Sudetenschlesien auf und verschwand so von der Landkarte der Tschechoslowakei. Die fünf Kreise Böhmens waren neben dem zentralböhmischen Kreis Prag ein Ost-, Nord-, Süd- und Westböhmischer Kreis mit der Verwaltung in Königgrätz, Aussig, Budweis und Pilsen. Bereits damals wurde die Grenze zwischen Böhmen und Mähren verwischt, denn das mährische Zwittau z. B. wurde zum Ostböhmischen Kreis geschlagen. Nach der Samtenen Revolution schaffte man die Kreise ab, sodass einige Jahre die Landkreise direkt Prag unterstellt waren, ehe das Gebiet der drei historischen Länder Böhmen, Mähren und (Sudeten)schlesien durch die Verfassungsänderung seit 2000 in 14 Regionen als höhere selbstverwaltende Einheiten neu gegliedert wurden. Diese Verwaltungseinheiten werden *kraje* (Mehrzahl von *kraj*) genannt und erinnern an die alten Reichskreise und an die Kreise im alten Österreich. Die Zahl der Kreise in Böhmen und Mähren schwankte seit Beginn der Neuzeit. Nach der Revolution von 1848 gab es in Böhmen den Budweiser, Bunzlauer, Časlauer, Chrudimer, Egerer, Gitschiner, Königgrätzer, Leitmeritzer, Pilsener, Piseker, Prager, Saazer und Taborer Kreis, in Mähren den Brünnener, Hradischer, Iglauer, Olmützer, Prerauer und Znaimer Kreis. Sudetenschlesien hatte den Teschener und Troppauer Kreis.

Heute steht an der Spitze der Kreise ein Hauptmann (hejtman) wie in Österreich der Landeshauptmann. Jeder Kreis hat ein Parlament und einen Rat als Exekutive. Im Deutschen wird oft von Bezirken gesprochen, analog zu unseren Regierungsbezirken. In Übersetzungen aus dem Tschechischen wird meist das Wort „Region“ gebraucht, doch taucht das Wort Region in Touristenbroschüren auch als Gebietsbezeichnung auf. Die heutigen 14 Regionen werden teils mit ihren

Hauptstädten, teils mit ihrem eigentlichen Namen (im Tschechischen adjektivisch) genannt. Es sind dies im alten Böhmen: Prag, Mittelböhmen, Karlsbad, Aussig (Nordböhmen), Reichenberg, Königgrätz, Pardubitz, Iglau (Böhmisch-Mährische Höhe, tschechisch Vysočina), Budweis (Südböhmen) und Pilsen.

Dabei umfassen die Kreise Pardubitz, Böhmisch-Mährische Höhe und Südböhmen auch Teile Mährens. Im alten Mähren liegen heute die Regionen Olmütz, Ostrau (Mähren-Schlesien), Zlin und Brünn (Südmähren).

Sudetenschlesien gehört heute als Region fast ganz zum Mährisch-Schlesischen Kreis, sein Ostteil bei Freiwaldau aber zum Nordteil des Kreises Olmütz. Auch Südböhmen und der Kreis Pardubitz greifen nach Mähren über. Der nur Vysočina genannte Kreis der Böhmisch-Mährischen liegt je zur Hälfte in den Gebieten des alten Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren. Heute kann die alte Landesstruktur und die alte Grenze zwischen Böhmen und Mähren nur anhand der katholischen Diözesen festgestellt werden. Die Bistümer Königgrätz und Budweis sind böhmische Diözesen, das Erzbistum Olmütz und die Diözese Brünn sind Bistümer des alten Kronlandes Mähren. Das zeigt sich deutlich am Beispiel der alten ehemaligen deutschen Sprachinseln des Schönhengstgaues und der Iglauer Sprachinsel, die beide zwischen Böhmen und Mähren geteilt waren. Die Stadt Landskron (und der gleichnamige Landkreis) gehören zur Diözese Königgrätz und damit zu Böhmen, die Landkreise Hohenstadt, Mährisch Trübau und Zwittau zum Erzbistum Olmütz und somit zu Mähren.

Ähnlich ist es bei der Iglauer Sprachinsel, wo die Stadt Iglau zum Bistum Brünn gehört, ebenso die westlich von Iglau gelegenen Gemeinden, während das übrige Gebiet Teil des Bistums Königgrätz ist, das hier weit nach Süden reicht. So ersehen die noch in der alten Heimat in den Sprachinseln geborenen Sudetendeutschen oft nur aus dem Taufschein, ob sie Böhmen oder Mährer sind.

Komplizierter ist es, heute die alte Grenze zwischen Mähren und Schlesien festzustellen. Seit 1924 heißt die heute drittgrößte Stadt der Tschechischen Republik (nach Prag und Brünn) nur Ostrau, das einst in Mährisch- und Schlesisch-Ostrau geteilt war. Teile des alten Herzogtums Schlesien gehörten bis 1945 praktisch und kirchenrechtlich bis 1972 zum Bistum (seit 1929 Erzbistum) Breslau, aber es gab auch die Mährischen Enklaven und Teile Schlesiens wie Troppau, die kirchlich vom Erzbistum Olmütz betreut wurden. Wie es Breslauer Diözesangebiet in Österreich-Schlesien und seit 1918 in der Tschechoslowakei gab, so lagen nach den Raubkriegen Friedrich II. Teile des Erzbistums Olmütz in Preußen und seit 1871 im Deutschen Reich. Dieses Gebiet bei Leobschütz hatte einen eigenen Generalvikar.

Wir sehen, wie kompliziert sich die historischen Gebiete Tschechiens entwickelten. Dazu kommt noch die Tatsache, dass in der tschechischen Sprache nicht zwischen tschechisch und böhmisch unterschieden wird. Český heißt beides: tschechisch und böhmisch. Böhmen heißt Čechy, daher auch der Namen des Protektorates Čechy a Morava (Böhmen und Mähren). Wenn der König von Böhmen auch Markgraf von Mähren und Herzog von Schlesien war, lange Zeit auch Markgraf der Ober- und Niederlausitz, so hieß das nicht, dass diese Gebiete tschechisch waren. Sie waren Länder der böhmischen Krone, so wie die Länder der Stephanskrone dem Träger dieser Krone, dem König von Ungarn unterstanden, aber nicht ungarisch oder gar magyarisch sein mussten. Die Begriffe „Böhmische Länder“ oder „Länder der böhmischen Krone“ werden daher den jeweiligen Grenzen und dem Umfang des Gebietes, das der König ehemals von Prag aus regierte, am meisten gerecht.

Diese Bemerkungen zum Namen der Tschechischen Republik durfte ich einmal in Wiesbaden vortragen, als die Hessische Landeszentrale für politische Bildung zu einem Seminar in den Hessischen Landtag eingeladen hatte, um die Lage nach der Teilung der Tschechoslowakei zu behandeln. Damals sprach auch Fürst Schwarzenberg als Berater des damaligen tschechischen Staatspräsidenten Václav Havel. Fürst Schwarzenberg plädierte für den Namen Böhmen für ganz Tschechien und gebrauchte ihn in seinen Ausführungen mehrmals, wenn er das ganze Staatsgebiet meinte. Danach gefragt, warum er das tue, erklärte er, dass wir Deutschen auch von Holland sprechen und die Niederlande meinen, von denen die Provinzen Nord- und Südholland nur ein Teil sind. Er brachte als weiteres Beispiel, dass die Franzosen und andere Völker von Allemagne oder Almania als Benennung für Deutschland reden, obwohl die Allemannen nur ein deutscher Stamm neben den anderen Stämmen sind. Als er aus seinem großen Wissen weitere Beispiele anführte wie Griechen und Hellenen, Engländer und Briten u.a. lachte er, als ich ihm sagte: Als gebürtiger Mährer würde ich als neuen Namen der Tschechischen Republik statt Böhmen einen Namen vorschlagen, den es schon einmal vor über 1100 Jahren im internationalen Rahmen gab, denn der byzantinische Kaiser und Historiker Konstantin Porphyrogennetos nannte in seinem Werk „De imperio administrando“ den seinem Reich benachbarten slawischen Staat *Megale Moravia, Moravia Magna, Groß-Mähren*. Fürst Schwarzenberg lachte und zitierte den Gründer der mährischen Siedlung Herrnhut, den Grafen Zinzendorf: „Diese Mährer!“

Rudolf Grulich

Ein nordböhmischer Landschaftsgärtner an der Adria, in Mexiko und in Rumänien

Vor 175 Jahren wurde Wilhelm Knechtel geboren. Seine Parkanlagen werden noch heute bewundert.

Seit fast 500 Jahren hat es Sudetendeutsche auch nach Mexiko verschlagen. Als Ferdinando Cortez 1519 Mexiko eroberte, war unter seinen 400 Soldaten auch ein Juan Aleman de Hotzenplotz. Leider wissen wir heute nicht, wie es diesem deutschen Hans auf seinen Abenteuern in Mittelamerika ging. Im der Barockzeit finden wir zahlreiche Jesuitenmissionare in Neuspanien, wie damals der Verwaltungsbezirk des Vizekönigs in Mexiko hieß. Als im 19. Jahrhundert Maximilian von Habsburg, der Bruder von Kaiser Franz Joseph, die mexikanische Kaiserkrone annahm, waren unter den Österreichern, die mit ihm Mexiko aufbauen wollten, auch viele Soldaten, Fachleute, Ärzte und Handwerker aus Böhmen und Mähren. Sein Leibarzt Samuel Basch war ein Jude aus Prag. Im Museum von Marienbad, wo er nach der Rückkehr Badearzt war, steht im Foyer eine Büste von ihm. Über einen Nordböhmern, Wilhelm Knechtel, der als Gärtner bereits im Schloss Miramare für Erzherzog Maximilian gearbeitet hatte, hat dessen Großneffe, Erhard F. Knechtel, uns eine Lebensbeschreibung dieses Mannes geboten, dessen Parkanlagen noch heute Besucher begeistern. Das Buch trägt den Titel: „Wilhelm Knechtel - Von Nordböhmen über Mexiko nach Rumänien: Vom Gärtnerlehrling zum königlichen Gartendirektor in Bukarest.“ Reich illustriert schildert Knechtel das Leben seines Großonkels und bringt dazu einen Anhang aus dem Nachlass Wilhelm Knechtles „Meine Tätigkeit als königlich rumänischer Gartendirektor“.

Wilhelm Knechtel ist 1837 in Pihlerbaustellen im Kreis Böhmisches Leipa geboren und besuchte die vierklassige Schule in Pihl und die Schule der Piaristen in Haida. Seit 1850 war er Gärtnerlehrling in Reichstadt und seit 1854 Gehilfe am Botanischen Garten in Prag. Dort konnte er auch botanische Kurse an der Universität besuchen und darüber Prüfungen ablegen, so dass er 1858 in den Dienst des Grafen Schönborn treten konnte. Die böhmische Schriftstellerin Gertrud Fussenegger, deren 100. Geburtstag sich in diesem Jahr jährt, schrieb in ihrem Roman „Jirschi oder die Flucht ins Piano“, in Böhmen sei jedes Ereignis in Gefahr, zur Weltgeschichte auszuarten. Dieses Wort kommt dem Leser der Knechtel-Biographie immer wieder in den Sinn. Schon als Zehnjähriger traf Knechtel in seiner Heimat drei bedeutende kaiserliche Prinzen des Hauses Habsburg, als die Brüder Franz Joseph, der spätere österreichische Kaiser und

Maximilian, der spätere unglückliche Kaiser von Mexiko mit ihrem Bruder Karl Ludwig in Nordböhmen waren. Karl Ludwig war der Vater des 1914 in Sarajevo ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand und Großvater des letzten österreichischen Kaisers Karl, des Vaters von Otto von Habsburg. In Reichstadt verbrachte der 1848 zugunsten seines Neffen Franz Joseph zurückgetretene Kaiser Ferdinand jedes Jahr einige Monate. Das Schloss Reichstadt hatte historische Bedeutung, denn der jung verstorbene Sohn Napoleons und Enkel des letzten Römischen Kaisers Franz II., der 1806 die Krone des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation niederlegte und bis 1835 als Franz I. österreichischer Kaiser war, trug den Titel eines Herzogs von Reichstadt. Im Schloss trafen sich später Kaiser Franz Joseph und der russische Zar und in der Schlosskapelle heiratete Thronfolger Franz Ferdinand gegen den Willen des Kaisers die Gräfin Sophia Chotek. Es gelingt Erhard Knechtel, diese weltgeschichtlichen Bezüge einzuflechten, auch im weiteren Lebensgang seines Großonkels, der schon 1860 als Gärtner ins Schloss Miramar berufen wird, das sich Erzherzog Maximilian seit 1856 als Oberkommandierender der österreichischen Kriegsmarine bauen ließ. Der junge Gärtner Knechtel hatte dort Landsleute aus Böhmen um sich. Die Bauarbeiten leitete Josef Laube, dem Anton Jelinke folgte. Italienische Reiseführer und Bildbände loben das Können des Gardiniere Knechtel, dessen Leistung „importante“ sei. „Von Miramar nach Veracruz“ hat der Gartenbaumeister seine handschriftlichen Aufzeichnungen überschrieben, denn als Maximilian die mexikanische Kaiserkrone annimmt, geht auch Knechtel mit ihm auf der Fregatte „Novara“ nach Mexiko, wo Knechtel nicht nur den Park vom Schloss Chapultepec gestaltet, sondern auch ein Vertrauter des Kaisers bis zu seinem Tode unter den Schüssen des Hinrichtungskommandos ist. Nach dem Ende Maximilians kehrt Knechtel nach Europa zurück und wird „Gärtner und Aufseher“ auf der Insel Lacroma bei Ragusa, heute den Touristen als Insel Lokrum bei Dubrovnik bekannt. 1869 beginnt seine Tätigkeit in Rumänien als Schlossgärtner und königlicher Gartendirektor in Bukarest bis zu seinem Tode 1924. Auch diese Jahrzehnte sind eingebettet in europäische Geschichte. Knechtel erlebte den Aufbruch des neuen Staates Rumänien, gebildet aus den Fürstentümern Walachei und Moldau, mit einem deutschen König aus der katholischen Linie der Hohenzollern an der Spitze. Er kannte die Königin, die unter dem Künstlernamen Carmen Sylvia als Dichterin bekannt wurde. Und Knechtel musste erleben, dass Rumänien im Ersten Weltkrieg gegen Österreich-Ungarn stand.

Alle Landsleute müssen Erhard Knechtel dankbar sein, uns das Leben seines Großonkels so fundiert dargestellt zu haben.

Rudolf Grulich

Das Haus Liechtenstein und das Patronatsrecht

Eine Erinnerung an Fürst Franz Josef II.

Die Sudetendeutsche Landsmannschaft Oberbayern hat in ihrer Faltblattreihe auch die sudetendeutschen Wurzeln des Hauses Liechtenstein vorgestellt. Die alte Adelsfamilie ist seit dem Mittelalter in Niederösterreich, später auch in Mähren nachweisbar. Im Jahre 1712 erwarb sie die Grafschaft Schellenberg und das Gebiet von Vaduz, das ein Fürstentum des Reiches wurde. In dem bis heute unabhängigen Fürstentum residierte seit 1938 der letzte noch im Sudetenland geborene und dort beheimatete Fürst Franz Josef II., der am 13. November 1989 starb. Mit ihm ging eine ganze Ära zu Ende, denn dieser Fürst war der erste, der wegen der Nationalsozialisten nach Vaduz zog und der noch im Sudetenland auf Schloss Groß-Ullersdorf in Mähren aufgewachsen war. Er nahm an vielen Sudetendeutschen Tagen und Heimattreffen der Schönhengster und Südmährer teil. Seine Frau Fürstin Gina übernahm die Schirmherrschaft über den ersten Sudetendeutschen Schwesternkongress. Der Fürst lud regelmäßig Delegationen des Sudetendeutschen Priesterwerkes nach Vaduz ein und hielt auch Vorträge in Königstein über das Patronatsrecht, welches das Haus Liechtenstein über viele Pfarreien in den Diözesen Böhmens und Mährens und in Niederösterreich ausübte.

Patronatsrecht bzw. Kirchenpatronat bedeutet hier die Schirmherrschaft eines Landes- oder Grundherren über eine Kirche auf seinem Gebiet mit Rechten und Pflichten. Wenn der verstorbene Fürst von den Patronaten sprach, die sein Haus früher in Mähren, Schlesien und Böhmen ausübte, betonte er immer, dass der Komplex der liechtensteinischen Patronate in diesen Ländern nie bearbeitet wurde. Zum Unterschied von anderen Materialien, welche in den fürstlichen Archiven liegen, hat man sich nie wissenschaftlich und systematisch mit dem Komplex der Patronate beschäftigt. Was Fürst Franz Josef bezüglich der Patronate in den obengenannten Ländern berichtete, erstreckte sich auf seine persönlichen Erinnerungen und auf sein ausgezeichnetes Gedächtnis.

Wo immer liechtensteinische Besitzungen in den Gebieten des alten Österreich lagen, waren mit ihnen Patronate verbunden. Es sind dies die Diözesen Prag, Olmütz, Brünn, Leitmeritz, Königgrätz und Wien. Vom 13. und 14. Jahrhundert an schlummert viel Material in den Archiven. Wie eng seit jeher die Verbindung des Hauses Liechtenstein mit der Kirche und ihren Priestern war, erwähnte der Fürst in tiefen Gesprächen bei den Einladungen an die sudetendeutschen Priester, die dabei auch von Fürstin Gina bewirtet wurden.

Die Vorfahren des Fürsten waren bis Ende des 14. Jahrhunderts Vögte der Diözese Passau für Wien und daher auch dort Inhaber von Patronaten. Ein Mitglied der Familie war im 13. Jahrhundert in Niederösterreich auch Pfarrer auf seinem Besitz. „Seit dem 13. Jahrhundert waren wir auch in Nikolsburg, später Bistum Brünn, beheimatet und hatten dort Patronate. Mit jeder Besitznahme von Gütern in den Ländern der Wenzelskrone wurden wir auch stets Patronatsinhaber. So viel ich mich erinnere, ersieht man aus den Unterlagen in den Archiven, dass wir wohl mit anderen Herren um die Patronatsrechte rangen, dass aber keine Streitereien entbrannt waren betreffend die Verpflichtungen, die Patronatslasten zu erfüllen. Die Patronatslasten waren sehr bedeutend, denn die Gesamtsumme der Patronate umfasste 173 Pfarren mit 237 Kirchen in den Ländern der Wenzelskrone“ berichtete der Fürst. Eine ganze Anzahl dieser Patronate war von seinen Vorfahren im Laufe der Jahre mit Gütern und Fonds ausgestattet worden, deren Nutzung den Patronatspfarren zufiel. Auf manchen Patronaten standen Kirchen, die Liechtensteiner erbaut hatten. „Ich möchte nur erinnern an so schöne und bedeutende Bauten wie das Kloster Wranau mit seiner Kirche und die herrliche Kirche in Kiriten, beide in der Diözese Brünn gelegen. Bis in das 20. Jahrhundert wurden immer wieder Patronatskirchen gebaut, zum Beispiel die Kirche in Unter-Themenau, die auch in der Diözese Brünn gelegen ist. Das sind aber nicht die einzigen Kirchen, welche meine Vorfahren erbauten, sondern noch manche andere, deren Bau sie ganz oder teilweise finanzierten.“ Bis nach dem Jahre 1918 existierten alle Patronate über die erwähnten 173 Patronatspfarren mit ihren 237 Kirchen. Im Laufe der sogenannten Bodenreform in der Tschechoslowakei ist dann ein Teil der Patronate verlorengegangen, aber es blieb noch ein bedeutender Teil bis zum Jahre 1948, als die Kommunisten kamen, erhalten.

Wenn der Fürst erzählte, betonte er gerne das persönliche Verhältnis zu diesen Pfarreien, denn es war die überlieferte Tradition in der Familie, dass Patronatsherr zu sein nicht nur eine Verpflichtung war, sondern auch eine Auszeichnung. „Ich habe dies stets auch von vorhergehenden Generationen gehört. Mein Vater war Besitzer der Herrschaft Groß-Ullersdorf in Nordmähren und damit auch Patronatsinhaber. Seitdem wir Kinder waren, lernten wir die Patronatsgeistlichkeit kennen. Wir besuchten sie mit unseren Eltern oder sie kamen zu Besuch ins Schloss zu meinem Vater. Sie waren für uns stets gute Freunde. Nach dem Ersten Weltkrieg hat mein Großonkel Fürst Johannes meinen Vater gebeten, sich um die Patronatsangelegenheiten auf den fürstlichen Besitzungen in den Ländern der Wenzelskrone zu kümmern. Als ich etwas älter wurde, haben mich diese Fragen sehr interessiert, und ich habe mit meinem Vater oft über die

Aufgaben und Verpflichtungen als Patronatsherr gesprochen. Vor allem in der Diözese Olmütz, wo die Verhältnisse schon wegen der nationalen Probleme schwierig waren, war die Zusammenarbeit mit dem Erzbischof und seinen Beratern sehr eng. In vielen Fällen hat mein Vater Vorschläge gemacht und angeraten, welche Kandidaten zur Auswahl meinem Großonkel vorgelegt werden sollten. Diese Ratschläge wurden immer gerne und mit Dankbarkeit von Seiten des Erzbischofs akzeptiert.“ Fürst Franz Josef begleitete seinen Vater oft und lernte auf diese Weise auch Erzbischof Stojan von Olmütz kennen, für den der Seligsprechungsprozess eingeleitet wurde. „Man wird verstehen, dass aus diesem engen, man kann vielleicht sagen innigem Verhältnis, ich nie den Eindruck hatte und auch nicht das Gefühl, dass, wenn ein Patronat wegfiel, man einer unangenehmen Last entledigt wurde. Sie werden verstehen, dass dann, als auf Wunsch der Erzdiözese Wien bzw. des Heiligen Stuhles die letzten Patronate, die wir hatten, das waren die niederösterreichischen, wegfielen, ich eigentlich traurig war.“

Wie informiert der Fürst war, erlebte ich 1988, als er nach dem Besuch von Papst Johannes Paul II. wieder sudetendeutsche mährische Priester einlud und der Fürst und ich die einzigen Laien bei der heiligen Messe in Dux waren. Beim Frühstück im Schloss nannte er viele der Patronatspfarren im Bistum Brünn und Leitmeritz auswendig, die in den Schematismen 1938 verzeichnet waren, im Schematismus der Erzdiözese Olmütz sogar noch 1948, ehe die Kommunisten die Kirche unterdrückten. Am meisten war dem Fürst die Erzdiözese Olmütz präsent, wo er Jahre seiner Kindheit in Groß-Ullersdorf verbracht hatte. In Mährisch Altstadt, Goldenstein und Bärn, Jägerndorf und Krönau sowie in einigen Dutzenden weiteren Pfarreien übte der Fürst, der auch den Titel eines Herzog von Troppau und Jägerndorf trug, dieses Recht aus.

Rudolf Grulich

Tag der Offenen Tür

Am Samstag, den 13. Oktober 2012, 14.00 Uhr

stellt unser 2. Vorsitzender, **Prof. Dr. Adolf Hampel** sein neues Buch vor:

**„Mein langer Weg nach Moskau –
Ausgewählte Erinnerungen“**

Das Buch wurde in unseren Mitteilungen Heft 2-2012 besprochen. Zu diesem interessanten Nachmittag laden wir Sie herzlich ein.

Unser Bücherangebot

Neu!

Adolf Hampel, **Mein langer Weg nach Moskau.** 176 Seiten, EUR 12,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.**

164 Seiten, EUR 5,00.

Adolf Hampel u.a. (Hrsg.) **Europassion. Kirche-Konflikte-Menschenrechte.** Festschrift Grulich. 464 Seiten, EUR 36,00.

Kurt. A. Huber, **Katholische Kirche und Kultur in Böhmen.**

Herausgegeben von Joachim Bahlcke und Rudolf Grulich.

800 Seiten, EUR 59,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.**

240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Ethnische Säuberung und Vertreibung als Mittel der Politik im 20. Jahrhundert.** 108 Seiten, EUR 7,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.**

272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat.

Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.**

207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.**

Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 60. Vertriebenenwallfahrt nach

Vierzehnheiligen. 224 Seiten, EUR 14,80.